



JAMES GRIPPANDO

IM NAMEN ^{DES} GESETZES

Weltbild

Jack Swyteck gelingt es, den Freispruch eines Mandanten zu erwirken. Mit fatalen Folgen: Der Mann, der des Mordes angeklagt war, kündigt an, weiterzutöten. Jack zweifelt am Sinn seines Berufes und kündigt fristlos. Da wird sein ehemaliger Mandant ermordet und Jack selbst steht unter Mordverdacht.

Jack Swyteck-Reihe

Im Namen des Gesetzes

Das Fehlurteil

Wer zuletzt stirbt

Preis der Lüge

James Grippando

Im Namen des Gesetzes

Aus dem Amerikanischen von Hans-Jürgen Heckler

Weltbild

Der Autor

James Grippando, Jg. 1958, war Anwalt in einer der führenden Kanzleien Floridas und Professor für Prozessrecht, bevor er zum Bestseller-Autor avancierte. Er lebt in Coral Gables, Florida.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel The Pardon bei HarperCollins.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1994 by James Grippando

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by List Verlag, München

Übersetzung: Hans-Jürgen Heckler

Copyright der deutschen Übersetzung 2002 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin. Erschienen im Ullstein Taschenbuch

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto/istock/Hemera

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-828-7

1
Oktober 1992

Prolog

Das Ritual hatte bei Einbruch der Dämmerung begonnen und es würde die ganze Nacht dauern. Nach Mitternacht waren Wolken aufgezogen und hatten den Vollmond verdunkelt. Es war, als hätte der Himmel sein allwissendes Auge aus Kummer oder nur aus purer Gleichgültigkeit geschlossen. Noch sechs Stunden Dunkelheit und Warten, bis die rote Morgensonne über den Kiefern und Palmen im Nordosten Floridas aufgehen würde. Dann, genau um 7.00 Uhr morgens, würde Raul Fernandez hingerichtet werden.

Eine Menschenmenge versammelte sich vor dem Maschendrahtzaun, der das größte Hochsicherheitsgefängnis des Staates umgab. Stille und einige trübe Lichter drangen aus dem kastenförmigen dreistöckigen Gebäude jenseits des Gefängnishofes, einem menschlichen Arsenal nutzloser Teile und gebrochener Seelen. Bewaffnete Posten liefen in ihren Wachtürmen auf und ab, nur schemenhaft erkennbar im Spiel der Suchscheinwerfer. In dieser Nacht waren nicht so viele Zuschauer gekommen wie in jenen Tagen, als Hinrichtungen in Florida noch fette Schlagzeilen machten und kein kümmerliches Dasein neben dem Wetterbericht fristeten. Dennoch war das übliche Geschrei ausgebrochen, als der schwarze Leichenwagen erschien, der den Toten abtransportieren würde. Die lautesten Zuschauer johlten und grölten von den Ladeflächen ihrer Pick-ups, nuckelten an ihren langhalsigen Budweiser-Flaschen und schwenkten Spruchbänder mit der Aufschrift AUF GEHT'S SPARKY, dem Kosenamen, den Befürworter der Todesstrafe dem »Stuhl« gegeben hatten.

Die Eltern des Opfers starteten mit ruhiger Entschlossenheit durch den Maschendrahtzaun. Alles, was sie wollten, war Vergeltung, da es ohnehin weder gerecht war, noch Sinn hatte, dass ihrer Tochter die Kehle aufgeschlitzt worden war. Auf der anderen Straßenseite wurden bei Kerzenlicht und Gitarrengeklimmer von den einstigen Blumenkindern einer engagierten Generation die Namen von John Lennon und Joan Baez heraufbeschworen. Die Jahre und die Last aller Probleme dieser Welt hatten auf ihren besorgten Gesichtern Spuren hinterlassen. Neben einer Gruppe von Nonnen, die zum Gebet niedergekniet waren, riefen einige Bewohner von Little Havana, Miamis kubanischem Viertel, in ihrer spanischen Muttersprache: »Raul es inocente!«

Hinter den Backsteinmauern und den vergitterten Fenstern des Gefängnisses hatte Raul Fernandez gerade seine letzte Mahlzeit beendet – eine Riesenportion honigglasierter Hähnchenflügel mit Kartoffelpüree – und stattete nun dem Gefängnisfrisör einen letzten Besuch ab. Eskortiert von bewaffneten Wärtern in gestärkten braun-beigen Uniformen, nahm er auf einem durchgesessenen, lederbezogenen Frisörstuhl Platz, der fast so unbequem war wie der kastenförmige Holzthron, auf dem er sterben sollte. Die Wärter schnallten ihn fest und bezogen ihre Posten – der eine an der Tür, der andere neben dem Gefangenen.

»Der Frisör kommt gleich«, sagte einer der Wärter. »Bleib schön ruhig sitzen.«

Fernandez saß bewegungslos da und wartete, als ob ihn jeden Augenblick der erste Stromstoß treffen könnte. Seine blutunterlaufenen Augen blinzelten unter dem grellen Schein des weißen Lichts, das die weiß getünchten Zementwände und der weiße Kachelboden reflektierten. Er gestattete sich einen Augenblick bitterer Ironie, als ihm

bewusst wurde, dass sogar die Wärter weiß waren.

In der Tat war alles weiß, bis auf den Mann, der sterben sollte. Fernandez war einer von Tausenden kubanischer Flüchtlinge, die 1980 während der Mariel-Seebrücke in Miami gelandet waren. Ein Jahr später wurde er wegen Mordes verhaftet. Die Geschworenen benötigten für die Urteilsfindung weniger Zeit als das junge Opfer, um an seinem eigenen Blut zu ersticken. Der Richter verurteilte ihn zum Tode durch den elektrischen Stuhl, und nach einem zehn Jahre dauernden Gang durch alle Instanzen war nun seine Zeit gekommen.

»Morgen, Sportsfreund«, sagte der stämmige Wärter, der an der Tür Posten bezogen hatte.

Der Gefangene beobachtete ängstlich, wie ein dickwanstiger Frisör mit Blumenkohlohren und einem selbst fabrizierten Matrosenhaarschnitt in den Raum trat. Seine Bewegungen waren langsam und überlegt. Er schien es zu genießen, dass für Fernandez jeder Augenblick eine Ewigkeit bedeutete. Grinsend stand er vor seinem gefangenen Kunden, den unverwüstlichen elektrischen Rasierer in der einen Hand und eine große Plastiktasse mit dem schwärzesten Tee, den Fernandez je gesehen hatte, in der anderen.

»Auf die Minute«, sagte der Frisör durch seine tabakgelben Zähne. Er spuckte seinen braunen Schleim in die Tasse, stellte sie auf die Ablage und blickte Fernandez prüfend an. »Tatsächlich«, schnaufte er, »du siehst genauso aus wie im Fernsehen.«

Fernandez saß mit versteinertem Gesicht auf dem Stuhl und ignorierte die Bemerkung.

»Hab' 'n Louis-Armstrong-Schnitt im Angebot heute«, sagte der Frisör, während er seinen Rasierer einschaltete.

Krauses schwarzes Haar fiel auf den Boden, als der Rasierapparat den dichten Haarschopf des Gefangenen in Stoppeln verwandelte, die von nervösem Schweiß glänzten. Im gegebenen Augenblick zogen die Wärter Fernandez die Hosenbeine hoch und der Friseur rasierte ihm die Fesseln. Danach war der Gefangene so präpariert, dass man ihn an beiden Enden anschließen, seinen kahlen Kopf und die enthaarten Fesseln gleichsam als menschliche Steckdosen für den Spannungsstoß von mehreren Tausend Volt benutzen konnte, die seine Haut versengen, sein Blut zum Sieden bringen und sein Leben auslöschen würden.

Der Frisör trat einen Schritt zurück, um seine Arbeit zu bewundern. »Also, wenn das kein heißer Schnitt ist«, sagte er. »Darauf gibt's sogar 'ne lebenslange Garantie.«

Die Wärter kicherten, während Fernandez die Fäuste ballte.

Ein kurzes Klopfen an der Tür brach die Spannung. Die Schlüssel des stämmigen Wärters klirrten, als er die Tür öffnete. Raul hörte Gemurmel, konnte jedoch trotz aller Anstrengung nicht verstehen, was gesagt wurde. Schließlich drehte sich der Wärter mit verärgelter Miene zu ihm um.

»Fernandez, ein Anruf für dich. Dein Anwalt.«

Rauls Kopf schnellte nach oben.

»Na los«, befahl der Wärter, während er den Gefangenen am Arm packte.

Fernandez schoss aus dem Stuhl hoch.

»Immer schön langsam!«, sagte der Wärter.

Fernandez kannte die Übung. Er streckte die Arme vor und der Wärter legte ihm die Handschellen an. Dann ließ er sich auf die Knie fallen, damit der andere Wärter ihm von hinten die Beinschellen anlegen konnte. Er erhob sich langsam, aber ungeduldig, und ging so schnell, wie seine Ketten und die bewaffneten Begleiter es erlaubten durch die Tür und in den Gang hinaus. Sofort war er in der kleinen, in einer Nische versteckten Telefonzelle, in der die Gefangenen die Anrufe ihrer Anwälte entgegennahmen. Sie hatte ein rautenförmiges Fenster in der Tür, das es den Wachen ermöglichte, die vertraulichen Gespräche, wenn schon nicht zu hören, so doch zumindest zu beobachten.

»Was haben Sie gesagt, Mann?«

Am anderen Ende der Leitung entstand eine Pause, die nichts Gutes verhiess.

»Es tut mir leid, Raul«, sagte sein Anwalt.

»Nein!« Er schlug mit der Faust auf die Ablage. »Das kann nicht wahr sein! Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!« Er schnappte mehrmals wütend nach Luft, während seine Augen wie wild durch die kleine Kabine schossen, als könnte er dort die Lösung finden. Der Anwalt fuhr mit leiser, ruhiger Stimme fort. »Ich habe Ihnen versprochen, Raul, dass ich nicht um den heißen Brei reden werde. Wir haben wirklich alle rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft. Das Ergebnis könnte schlimmer nicht sein. Der Oberste Gerichtshof hat nicht nur Ihren Antrag auf Vollstreckungsaufschub abgelehnt, sondern außerdem eine Verfügung erlassen, die es jedem anderen Gericht im Land verbietet, Ihnen einen Aufschub zu gewähren.«

»Warum? Ich will wissen, warum, verdammt noch mal!«

»Das Gericht hat nicht gesagt, warum – und das braucht es auch nicht«, erwiderte sein Anwalt.

»Dann sagen Sie es mir! Irgendjemand muss mir doch sagen können, warum man mir das antut!«

In der Leitung war es still.

Raul legte ungläubig die Hand an den Kopf, aber das fremde Gefühl der Kahlheit verstärkte nur noch das, was er gerade gehört hat. »Das ist ... irgendwie ... hören Sie, wir müssen etwas unternehmen«, sagte er mit bebender Stimme. »Wir waren doch schon mal an dem Punkt, ich und Sie. Machen Sie's wie letztes Mal. Legen Sie noch mal Berufung ein, stellen Sie 'n Antrag oder wie zum Teufel ihr Anwälte diese Sachen nennt. Alles, was ich brauche, is' 'n bisschen Zeit. Aber beeilen Sie sich, Mann. Die haben schon meinen verdammten Schädel kahl geschoren!«

Sein Anwalt seufzte so laut, dass es in der Leitung knackte.

»Kommen Sie«, sagte Fernandez verzweifelt. »Es muss doch irgendetwas geben, was Sie tun können.«

»Da wäre vielleicht nach eine Möglichkeit«, sagte sein Anwalt ohne Begeisterung.

»Na siehste, Junge!« Fernandez kam wieder in Schwung und ballte die Fäuste für eine weitere Runde.

»Wir haben eine Chance von eins zu einer Million«, sagte der Anwalt, um seinen Mandanten auf den Boden zurückzuholen. »Es gibt vielleicht einen neuen Punkt, an dem man ansetzen könnte. Ich werde den Gouverneur bitten, die Strafe umzuwandeln. Aber ich will Ihnen nichts vormachen. Sie müssen auf das Schlimmste gefasst sein. Sie wissen

ja, dass der Gouverneur es war, der Ihr Todesurteil unterschrieben hat. Es ist unwahrscheinlich, dass er das Urteil in eine lebenslängliche Freiheitsstrafe abmildert. Verstehen Sie, was ich meine?«

Fernandez schloss fest die Augen und schluckte seine Angst hinunter, aber er gab die Hoffnung nicht auf. »Ich verstehe, Mann, wirklich. Aber machen Sie's. Machen Sie's einfach. Und danke, Mann. Danke, und Gott segne Sie«, fügte er hinzu und hängte ein.

Er atmete tief durch und sah auf die Uhr an der Wand. Acht Minuten nach zwei. Nur noch vier Stunden zu leben.

1. Kapitel

Es war 5.00 Uhr morgens und Gouverneur Harold Swytek war endlich auf seiner Couch eingeschlafen. Schlaf ermöglichte ihm in den Nächten vor Hinrichtungen eine Art Flucht, was jeden erstaunt hätte, der wusste, wie der Gouverneur immer wieder die Notwendigkeit unterstrich, »diese Langzeitmieter« in Floridas überfüllten Todestrakten zur Räumung zu zwingen. Harold Swytek, der als Polizist begonnen hatte und danach Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung des Staates geworden war, hatte für den Gouverneursposten mit einem auf dem Ruf nach Recht und Ordnung basierenden Wahlprogramm kandidiert, das mehr Gefängnisse, längere Freiheitsstrafen und mehr Todesurteile als schnelle und sichere Mittel gegen die dramatisch ansteigende Kriminalität forderte. Nachdem er mit einer ausreichenden Mehrheit ins Amt gewählt worden war, hatte er sein Wahlversprechen sofort eingelöst und noch am Tage seiner Amtseinführung im Januar 1991 das erste Todesurteil unterzeichnet. In den folgenden einundzwanzig Monaten hatten mehr Todesurteile die Unterschrift des Gouverneurs erhalten als in den zwei vorangegangenen Amtsperioden zusammen.

Um zwanzig nach fünf unterbrach ein schrilles Läuten den Schlummer des Gouverneurs. Instinktiv streckte Harry die Hand aus, um den Wecker abzustellen, aber da war kein Wecker. Das Läuten hielt an.

»Das Telefon«, stöhnte seine im behaglichen Ehebett liegende Frau von der anderen Seite des Zimmers.

Der Gouverneur schüttelte sich wach, erkannte, dass er auf der Couch lag und ging dann auf das blinkende Licht am Sicherheitstelefon neben der leeren Hälfte des Himmelbetts zu.

Er stieß sich den Zeh am Bett, bevor er das Telefon erreichte. »Verdammt noch mal! Was ist los?«

»Herr Gouverneur«, kam die Antwort, »hier ist der Sicherheitsdienst.«

»Das weiß ich, Mel. Gibt's was Dringendes?«

Der Wachbeamte rutschte unruhig auf seinem Posten hin und her, so wie es jeder tun würde, der seinen Chef kurz vor Sonnenaufgang geweckt hatte. »Sir, da ist jemand, der Sie sprechen möchte. Es geht um die Hinrichtung.«

Der Gouverneur biss die Zähne zusammen, um nicht den Ärger über einen angestoßenen Zeh und eine schlaflose Nacht an dem Mann auszulassen, der für seine Sicherheit sorgte. »Mel, bitte! Sie können mich nicht jedes Mal aufwecken, wenn in letzter Minute eine von diesen Petitionen vor meiner Haustür landet. Für diese Dinge gibt es einen Dienstweg. Wozu habe ich meine Rechtsberater? Rufen Sie die an. Und jetzt, gute ...«

»Sir«, unterbrach Mel behutsam, »ich ... ich verstehe Ihre Reaktion, Sir. Aber bei dem liegen die Dinge, glaube ich, etwas anders. Er sagt, er habe Informationen, die Sie davon überzeugen werden, dass Fernandez unschuldig ist.«

»Und wer ist es diesmal?«, fragte Harry, während er die Augen verdrehte. »Seine Mutter? Irgendein Freund der Familie?«

»Nein, Sir, er ... also, er sagt, er sei Ihr Sohn.«

Der Gouverneur war plötzlich hellwach. »Schicken Sie ihn rein«, sagte er und legte den Hörer auf. Er sah auf die Uhr. Beinahe fünf Uhr dreißig. Nur noch neunzig Minuten. Verdammt günstiger Moment für deinen ersten Besuch in meinem Amtssitz, mein Sohn.

Jack Swyteck stand steif auf der überdachten Veranda und wusste nicht, wie er den mürrischen Ausdruck auf dem Gesicht seines Vaters deuten sollte.

»Da sieh einer an«, sagte der Gouverneur, der in seinem burgunderroten Bademantel mit Monogramm in der offenen Tür verharrte. Jack war der sechsundzwanzigjährige Sohn des Gouverneurs, sein einziger Sprössling. Jacks Mutter war wenige Stunden nach seiner Geburt gestorben. Obwohl er es versucht hatte, hatte Harold seinem Sohn ihren Tod nie ganz verzeihen können.

»Ich bin in einer offiziellen Angelegenheit hier«, sagte Jack hastig. »Es dauert nur zehn Minuten.«

Über die Schwelle hinweg warf der Gouverneur seinem Sohn einen kühlen Blick zu. Mit seinen dunklen, durchdringenden Augen schien Jack seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. In dieser Nacht trug er ausgewaschene Jeans, eine Fliegerjacke aus braunem Leder und passende Stiefel. Mit seiner rauen, breitschultrigen Erscheinung hätte man ihn leicht für einen viel umschwärmten Countrysänger halten können, obwohl seine gewählte Sprache und sein Jurastudium in Yale in eine ganz andere Richtung wiesen. Sein Vater hatte in dem Alter ganz ähnlich ausgesehen und er war mit dreiundfünfzig immer noch schlank und muskulös. Er hatte sein Studium 1965 an der University of Florida abgeschlossen – ein geschickter Säbelfechter, der zunächst Polizist, dann Politiker geworden war. Der Gouverneur war ein Mann, der jeden Angriff abwehren, sofort zurückschlagen und dann seinem Gegner dessen eigenen Kopf überreichen konnte, wenn man nicht auf der Hut war. Sein Sohn war stets auf der Hut.

»Komm herein«, sagte Harry.

Jack trat ins Foyer, schloss die Tür hinter sich und folgte seinem Vater in die Diele. Die Räume waren kleiner, als Jack erwartet hatte – elegant, aber schlicht, mit hohen Kassettendecken und Parkettböden in Eiche und Mahagoni. Stilmöbel, persische Seidenteppiche und Kristalllüster bildeten die wichtigsten Einrichtungsgegenstände. Die Gemälde waren Originale und spiegelten die Geschichte Floridas wider.

»Setz dich«, sagte der Gouverneur, als er in die Bibliothek trat.

Der dunkelbraun getäfelte Raum erinnerte Jack an das Haus, in dem er aufgewachsen war. Er setzte sich in einen Ledersessel vor dem offenen Kamin, streckte die Beine aus und stützte die Stiefel respektlos auf den Kopf eines großen Braunbären, den sein Vater vor Jahren in Alaska zur Strecke gebracht und in einen Teppich verwandelt hatte. Der Gouverneur wandte den Blick ab und unterdrückte den Wunsch, seinem Sohn zu sagen, er möge sich ordentlich hinsetzen. Er trat hinter die große Bar aus Eichenholz und füllte sein altmodisches Glas mit Eiswürfeln.

Jack traute seinen Augen nicht. Er dachte, sein Vater hätte mit dem Trinken von hochprozentigem Alkohol aufgehört – andererseits war dies auch das erste Mal, dass er ihn als Gouverneur Swyteck sah. »Musst du unbedingt trinken? Wie ich schon sagte, bin ich in einer offiziellen Angelegenheit hier.«

Der Gouverneur warf ihm einen strafenden Blick zu, griff nach einer Flasche Chivas Regal und füllte sein Glas bis zum Rand. »Und das« – er erhob sein Glas – »ist ausschließlich meine Angelegenheit. Prost.« Er nahm einen kräftigen Schluck.

Jack sah schweigend zu und versuchte, sich wieder auf sein eigentliches Anliegen zu konzentrieren.

»So«, sagte der Gouverneur, mit den Lippen schmatzend. »Ich kann mich wirklich nicht erinnern, wann wir beide das letzte Mal miteinander geredet, geschweige denn uns gesehen haben. Wie lang ist das her?«

Jack zuckte die Schultern. »Zwei, zweieinhalb Jahre.«

»Seit deinem Juraexamen, oder?«

»Nein.« Jacks Ausdruck verriet ein wenn auch noch so schwaches Lächeln. »Seit ich dir sagte, dass ich einen Job beim Freedom Institute annehmen würde.«

»Ach, ja, das Freedom Institute.« Harry Swytek verdrehte die Augen. »Der Ort, wo die Anwälte ihren Erfolg daran messen, wie viele Mörder, Frauenschänder und Räuber sie wieder auf freien Fuß bekommen. Der Ort, wo Liberale blutenden Herzens Schuldige verteidigen und dabei noch unerträglich scheinheilig sein können, weil sie von dem Pack, das sie verteidigen, kein Geld nehmen.« Er blickte verbittert. »Der einzige Ort, von dem du wusstest, dass es mich um den Verstand bringen würde, wenn du dort arbeitest.«

Jack klammerte sich fest an die Sessellehne. »Ich bin nicht hierhergekommen, um alte Wunden wieder aufzureißen.«

»Das glaube ich dir gerne. Es ist sowieso fast immer dieselbe alte Geschichte. Zugegeben, das letzte Mal ist der Graben zwischen uns noch etwas tiefer geworden. Aber im Grunde war es das Gleiche wie die anderen Male, als du mich aus deinem Leben verbannt hast. Du wirst nie begreifen, dass ich immer nur das Beste für dich wollte.«

Jack wollte schon etwas zu der angemessenen Unfehlbarkeit seines Vaters sagen, wurde aber durch etwas auf dem Bücherregal abgelenkt. Es war ein altes Foto von ihnen beiden, zusammen beim Hochseefischen in einem ihrer seltenen glücklichen Augenblicke. Fall nur bei der erstbesten Gelegenheit über mich her, Vater, aber du hast da oben dieses Bild stehen, damit alle es sehen können, nicht wahr?

»Hör zu«, sagte Jack, »ich weiß, dass es Dinge gibt, über die wir reden müssen. Aber dies ist nicht der richtige Augenblick. Deshalb bin ich nicht hergekommen.«

»Ich weiß. Du bist gekommen, weil Raul Fernandez in« – der Gouverneur sah auf seine Uhr – »etwa achtzig Minuten auf dem elektrischen Stuhl sterben soll.«

»Ich bin gekommen, weil er unschuldig ist.«

»Die zwölf Geschworenen waren nicht der Meinung, Jack.«

»Sie haben nicht die ganze Geschichte gehört.«

»Sie haben genug gehört, um ihn nach nicht einmal zwanzigminütiger Beratung zu verurteilen. Ich habe Geschworene gekannt, die länger brauchten, um sich zu entscheiden, wer ihr Sprecher sein sollte.«

»Würdest du mir bitte nur mal zuhören«, sagte Jack aufbrausend. »Bitte, Vater« – er bemühte sich um einen ruhigeren Ton – »hör mir zu.«

Der Gouverneur schenkte sich ein zweites Glas ein. »Also gut«, sagte er. »Ich höre.«

Jack beugte sich vor. »Vor ungefähr fünf Stunden rief mich ein Mann an und sagte, er

müsse mich unbedingt sprechen ... vertraulich, als Mandant. Er wollte seinen Namen nicht nennen, aber er sagte, es gehe um Leben und Tod, und so erklärte ich mich bereit, ihn zu treffen. Zehn Minuten später tauchte er in meinem Büro auf, mit einer Skimaske über dem Gesicht. Zuerst dachte ich, es sei ein Raubüberfall, doch dann stellte sich heraus, dass er nur über den Fall Fernandez reden wollte. Und das war dann auch alles, was wir taten ... reden.« Er hielt inne und sah seinem Vater direkt in die Augen. »Und in weniger als fünf Minuten hatte er mich überzeugt, dass Raul Fernandez unschuldig ist.«

Der Gouverneur blickte skeptisch. »Und was hat dieser mysteriöse nächtliche Besucher dir erzählt?«

»Darüber kann ich nicht sprechen.«

»Warum nicht?«

»Das sagte ich dir ja: Er wollte vertraulich mit mir reden, als mein Mandant. Ich habe sein Gesicht nie gesehen, und ich bezweifle, dass ich ihn je wiedersehen werde, aber juristisch gesehen bin ich sein Anwalt – oder war es zumindest für die Dauer dieser Unterhaltung. Jedenfalls unterliegt alles, was er mir erzählt hat, der anwaltlichen Schweigepflicht. Ohne seine Einwilligung kann ich nichts davon preisgeben. Und er wird mir bestimmt nicht erlauben, auch nur ein Wort zu wiederholen.«

»Aber warum bist du dann hier?«

Jack warf ihm einen ernüchternden Blick zu. »Weil ein unschuldiger Mann auf dem elektrischen Stuhl sterben wird, wenn du Fernandez' Hinrichtung nicht sofort stoppst.«

Der Gouverneur lief langsam durch den Raum, das Glas in der einen und eine offene Flasche Scotch in der anderen Hand. Er setzte sich in den Sessel Jack gegenüber. »Und ich frage dich noch einmal: Woher willst du wissen, dass Fernandez unschuldig ist?«

»Woher ich das wissen will?« Jacks Gesicht wurde rot vor Wut. »Warum verlangst du immer mehr, als ich geben kann? Dass ich hier mitten in der Nacht hereingestürzt komme, reicht dir wohl nicht. Dass ich dir alles erzähle, was ich juristisch und moralisch verantworten kann, ist dir einfach nicht genug.«

»Alles, was ich sagen will, ist, dass ich Beweise brauche. Ich kann nicht einfach einen Vollstreckungsaufschub veranlassen, der sich auf ... ja eigentlich auf nichts gründet.«

»Mein Wort bedeutet dir also nichts«, interpretierte Jack.

»In dieser Situation, nein – und so muss es auch sein. In diesem Kontext bist du der Anwalt und ich bin der Gouverneur.«

»Nein – in diesem Kontext bin ich ein Zeuge und du bist ein Mörder. Weil du Fernandez hinrichten lässt. Und ich weiß, dass er unschuldig ist.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich den wirklichen Mörder heute Nacht getroffen habe. Er hat ein Geständnis abgelegt. Und nicht nur das: Er hat mir etwas gezeigt, was beweist, dass er der Mörder ist.«

»Und was war das?«, fragte der Gouverneur mit ernsthaftem Interesse.

»Das kann ich dir nicht erzählen«, sagte Jack. Er spürte, wie seine Frustration wuchs. »Ich habe ohnehin schon mehr gesagt, als mir meine Schweigepflicht erlaubt.«

Mit einem dünnen, paternalistischen Lächeln lehnte sich der Gouverneur in seinem Sessel zurück. »Glaubst du nicht, dass du ein bisschen naiv bist? Du musst diese Gesuche

in letzter Minute im Zusammenhang sehen. Fernandez ist ein verurteilter Mörder. Er und jeder, der ihn kennt, ist verzweifelt. Man kann nicht alles, was sie sagen, für bare Münze nehmen. Dieser sogenannte Mandant, der bei dir aufgetaucht ist, ist mit Sicherheit ein Cousin oder ein Kumpel von Raul Fernandez, und er wird alles tun, um die Hinrichtung zu verhindern.«

»Das weißt du nicht!«

Der Gouverneur seufzte schwer und schlug die Augen nieder. »Du hast recht.« Er hob die Hände und begann sich die Schläfen zu reiben. »Wir sind nie ganz sicher. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich damit angefangen habe«, sagte er, während er nach der Flasche Scotch griff und sie hochhob. »Aber die raue Wirklichkeit ist, dass ich für den Gouverneursposten kandidiert habe als ein Mann, der für Recht und Ordnung eintritt. Ich habe die Todesstrafe zu meinem zentralen Wahlkampfthema gemacht. Ich versprach, sie mit aller Härte anzuwenden, und damals stand ich voll hinter dem, was ich sagte. Jetzt, wo ich hier bin, ist es nicht mehr ganz so leicht, meinen Namen unter ein Todesurteil zu setzen. Du kennst sie ja – diese unheilvollen Dokumente mit dem schwarzen Rand und dem geprägten Staatssiegel. Aber hast du auch schon mal durchgelesen, was darin steht? Ich habe es, glaub mir.« Seine Stimme wurde brüchig. »Diese Art von Macht kann einem zu Kopf steigen, wenn man es zulässt. Zum Teufel«, spottete er und nahm einen Schluck aus seinem Glas, »und Ärzte glauben, sie seien Gott.«

Jack schwieg, weil ihn dieser seltene Einblick in die Psyche seines Vaters überraschte und er nicht genau wusste, wie er reagieren sollte. »Das ist ein Grund mehr, mir zuzuhören«, sagte er schließlich. »Um sicherzugehen, dass du keinen Fehler machst.«

»Ich mache keinen Fehler, Jack. Begreifst du das denn nicht? Was du nicht sagst, ist genauso wichtig wie das, was du sagst. Du willst deine Schweigepflicht nicht verletzen, nicht einmal um mich dazu zu bewegen, meine Meinung in Bezug auf die Hinrichtung zu ändern. Ich respektiere das, Jack. Aber du musst auch meinen Standpunkt respektieren. Ich habe Regeln. Ich habe Verpflichtungen, genau wie du. Meine sind die, die ich gegenüber denen eingegangen bin, die mich gewählt haben – und die von mir erwarten, dass ich meine Wahlversprechen halte.«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Das stimmt«, räumte der Gouverneur ein. »Es ist nicht dasselbe. Deshalb möchte ich auch nicht, dass du dir irgendwelche Vorwürfe machst, wenn du nachher von hier fortgehst. Du hast alles getan, was du konntest. Jetzt ist es an mir, eine Entscheidung zu treffen. Und ich treffe sie. Ich glaube nicht, dass Raul Fernandez unschuldig ist. Aber wenn du es glaubst, möchte ich nicht, dass du dich für seinen Tod verantwortlich fühlst.«

Jack sah seinem Vater in die Augen. Er wusste, dass dieser Mann die Hand nach ihm ausstreckte, dass er etwas von seinem Sohn erwartete, eine entsprechende Bestätigung etwa, dass Jack ihn auch nicht dafür verantwortlich machte, dass er seine Arbeit tat. Harold Swytek bat um Absolution, um Vergebung – um Gnade.

Jack wandte den Blick ab. Er wollte – konnte – es nicht zulassen, dass seine Entschlossenheit durch einen Augenblick der Schwäche ins Wanken geriet. »Mach dir keine Sorgen, Vater. Ich werde mir keine Vorwürfe machen. Es ist so, wie du immer gesagt hast: Wir sind für unsere eigenen Taten selbst verantwortlich. Wenn ein

unschuldiger Mann auf dem elektrischen Stuhl stirbt, bist du, als Gouverneur, der Verantwortliche. Du bist derjenige, der sich dann etwas vorzuwerfen hat.«

Jacks Worte hatten einen Nerv getroffen. Das Gesicht des Gouverneurs wurde rot vor Wut, während jedes versöhnliche Gefühl dahinschwand. »Niemand hat sich etwas vorzuwerfen«, erklärte er. »Niemand, außer Fernandez selbst. Du lässt dich doch von denen nur verarschen. Fernandez und sein Kumpel benutzen dich. Was glaubst du, warum dir der Typ seinen Namen nicht genannt hat oder dir sein Gesicht nicht zeigen wollte?«

»Weil er nicht erwischt werden will«, antwortete Jack, »aber er will ebenso wenig, dass ein Unschuldiger stirbt.«

»Ein Mörder, und zwar einer von der bestialischsten Sorte, will nicht, dass ein Unschuldiger stirbt?« Harry Swydeck schüttelte verächtlich den Kopf. »Es klingt vielleicht zynisch, Jack« – jetzt sprach der blanke Zorn aus ihm –, »aber manchmal bin ich beinahe froh, dass deine Mutter starb, bevor sie sehen konnte, was für einen Dickschädel sie zur Welt gebracht hat.«

Jack erhob sich schnell von seinem Sessel. »Diese Scheiße brauche ich mir von dir nicht anzuhören.«

»Ich bin dein Vater!«, tobte Harry. »Und du wirst dir anhören, was ich –«

»Nein! Ich werde mir gar nichts von dir anhören. Ich habe dich nie um etwas gebeten. Und ich will auch nichts von dir. Niemals.« Er stürmte zur Tür.

»Warte!«, schrie der Gouverneur. Jack blieb wie angewurzelt stehen, drehte sich langsam um und starrte seinen Vater wütend an. »Hör mir zu, junger Mann. Fernandez wird heute Morgen hingerichtet werden, weil ich nichts von diesem Unsinn über seine Unschuld glaube. Nicht mehr, als ich die Fünfvor-zwölf-Geschichte von dem letzten ›Unschuldigen‹, den wir hingerichtet haben, glaubte, der behauptete, es sei nur ein Unfall gewesen, dass er seine Freundin mit« – er hielt inne, atemlos vor Wut – »mit einundzwanzig Messerstichen umbrachte.«

»Du bist ein unglaublich verbohrter alter Mann geworden«, sagte Jack.

Der Gouverneur stand stoisch an der Bar. »Verschwinde, Jack. Verschwinde aus meinem Haus.«

Jack drehte sich um und marschierte mit seinen schweren Stiefeln durch die Diele, als ob er den harten Parkettboden strafen wollte. Er riss die Tür auf und blieb dann noch einmal stehen, als das Klirren von Eiswürfeln ihm signalisierte, dass sein Vater sich wieder ein Glas Scotch einschenkte. »Prost, Herr Gouverneur!«, hallte seine Stimme durch das Foyer. »Tu uns allen einen Gefallen und sauf dich zu Tode.«

Er schlug die Tür zu und ging.

2. Kapitel

Nur noch wenige Minuten trennten Raul Fernandez vom Tod. Er hockte in sich zusammengesackt auf dem Rand der Schlafkoje in seiner Zelle, den kahlen Kopf gebeugt und die Hände zwischen den Knien gefaltet. Neben dem Gefangenen saß Pater José Ramirez, ein römisch-katholischer Priester. Er war ganz in Schwarz gekleidet, nur die weißen Haare und der weiße Stehkragen bildeten dazu einen Kontrast. Rosenkranzperlen ruhten auf dem einen, eine offene Bibel auf dem anderen Knie. Er sah Fernandez besorgt, ja fast verzweifelt an, als er erneut versuchte, die Seele des Mannes zu reinigen.

»Mord ist eine Todsünde, Raul«, sagte er. »Im Himmel gibt es keinen Platz für die, die sterben, ohne ihre Todsünden zu beichten. Im Johannesevangelium sagt Jesus zu seinen Jüngern: ›Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.‹ Lass mich deine Sünden hören, Raul, auf dass sie dir vergeben werden.«

Fernandez sah ihm direkt in die Augen. »Pater«, sagte er mit der ganzen Aufrichtigkeit, die ihm zu Gebote stand, »in diesem Augenblick habe ich nichts zu verlieren, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Und ich sage Ihnen: Ich habe nichts zu beichten.«

Pater Ramirez zeigte keine Reaktion, obwohl ihm ein Schauer über den Rücken lief. Er zuckte erst zusammen, als er hörte, wie ein Schlüssel in der Stahltür klapperte.

»Es ist so weit«, verkündete der Wärter. Zwei Männer traten in die Zelle, um Fernandez abzuführen. Pater Ramirez erhob sich von seinem Stuhl, segnete den Gefangenen mit dem Zeichen des Kreuzes und trat dann zur Seite. Fernandez rührte sich nicht von seiner Schlafkoje.

»Gehn wir«, befahl der Wärter.

»Geben Sie ihm eine Minute«, sagte der Priester.

Der Wärter ging entschlossen auf den Gefangenen zu. »Wir haben keine Minute.«

Fernandez sprang plötzlich auf und stieß seine Schulter in den Bauch des ersten Wärters. Beide fielen zu Boden. »Ich bin unschuldig«, schrie er, wild gestikulierend. Der andere Wärter zückte seinen Schlagstock und drosch so lange auf den Rücken und die Schultern des Gefangenen ein, bis dieser halb gelähmt war.

»Du verrückter Hurensohn«, schrie der zu Boden gegangene Wärter, während er Fernandez auf den Bauch zwang. »Leg ihm die Schellen an«, rief er seinem Kollegen zu. Gemeinsam hielten sie ihm die Arme hinter dem Rücken fest und legten ihm dann Hand- und Beinschellen an.

»Ich bin unschuldig«, wimmerte Fernandez mit dem Gesicht auf dem Zementboden.

»Ich bin unschuldig!«

»Ein Dreck bist du«, sagte der Wärter, der gerade mit dem Verurteilten gerauft hatte. Er zog einen Lederriemen aus der Tasche, knabbelte den Gefangenen und band den Riemen in seinem Nacken fest zu.

Pater Ramirez sah entsetzt zu, als die Wärter Fernandez auf die Füße hoben. Da er immer noch ganz benommen von den Schlägen war, mussten sie ihn schütteln, damit er wieder zu sich kam. Das Gesetz verlangte, dass ein Verurteilter seinem bevorstehenden Tod bei vollem Bewusstsein entgegensah. Die Wärter packten ihn jeder an einem Arm

und führten ihn aus der Zelle.

Der Priester war nachdenklich und verwirrt, als er dem Zug durch den hell erleuchteten Gang folgte. Er hatte schon viele Insassen von Todeszellen gesehen, aber noch keiner hatte so gekämpft wie dieser. Und mit Sicherheit hatte noch keiner so vehement seine Unschuld beteuert.

Am Ende des Ganges hielten sie an und warteten, bis sich die Stahltür der Hinrichtungskammer automatisch öffnete. Drinnen übergaben die Wärter den Gefangenen an zwei Aufseher, die auf Hinrichtungen spezialisiert waren. Sie bewegten sich schnell und routiniert, während auf der Wanduhr kostbare Sekunden verstrichen. Fernandez wurde in dem schweren Eichenstuhl festgeschnallt und an seinem rasierten Kopf und seinen Fesseln wurden Elektroden befestigt. Der Knebel wurde aus seinem Mund entfernt und durch eine Stahlkandare ersetzt.

Alles war ruhig, bis auf das Summen der grellen Leuchtröhren an der Decke. Fernandez saß wie versteinert in seinem Stuhl. Die Wärter zogen ihm die schwarze Kapuze übers Gesicht und bezogen dann ihre Posten an den graugrünen Wänden. Die Stahljalousien öffneten sich und gaben den Gefangenen den Blicken von drei Dutzend Zeugen auf der dunklen Seite der Glaswand preis. Einige Reporter regten sich. Ein stellvertretender Staatsanwalt blickte teilnahmslos. Der Onkel des Opfers – der einzige anwesende Verwandte des jungen Mädchens – atmete tief durch. Alle Augen außer denen des Gefangenen richteten sich auf die Uhr. Die seinen waren durch die Kapuze und ein strammes Lederband abgeschirmt, das verhindern sollte, dass die Stromstöße seine Augäpfel bersten ließen.

Pater Ramirez trat in den dunklen Bereich mit den Sitzplätzen und schloss sich den Augenzeugen an. Der Wärter an der Tür zog die Augenbrauen hoch. »Wollen Sie sich das wirklich ansehen, Pater?«, fragte er leise.

»Sie wissen genau, dass ich noch nie zugesehen habe«, sagte der Priester.

»Es gibt für alles ein erstes Mal.«

»Ja«, sagte Ramirez. »In der Tat. Und ich kann nur hoffen, dass dies das letzte Mal ist, dass ihr jemanden hinrichtet, der, wenn mich mein Instinkt nicht täuscht, unschuldig ist.« Dann schloss er die Augen und versenkte sich ins Gebet.

Der Wärter wandte den Blick ab. Die Worte des Priesters waren treffend gewesen, aber er ließ sie an sich abprallen und tröstete sich wie jeder Normalbürger mit der Tatsache, dass nicht er es war, der jemanden tötete. Es war Gouverneur Swytek, der das Todesurteil des Mannes unterzeichnet hatte. Es war jemand anderer, der den Schalter umlegen würde.

In diesem Augenblick erreichte der Sekundenzeiger den höchsten Punkt. Der Gefängnisdirektor gab das Zeichen, und die Lichter im ganzen Gefängnis wurden schwächer, als zweitausendfünfhundert Volt in den Körper des Gefangenen schossen. Fernandez wurde nach vorne geschleudert wie bei einem Frontalzusammenstoß, sein Rücken krümmte sich, seine Haut schmorte und zischte. Die Kiefer pressten die Stahlkandare so stark zusammen, dass die Zähne zerschmetterten. Seine Finger stemmten sich mit solcher Kraft gegen die Eichenholzlehnen, dass die Knochen zerbrachen.

Ein zweiter schneller Stromstoß traf ihn direkt ins Herz.

Ein dritter stellte sicher, dass die Sache erledigt war.

Es hatte etwas länger als eine Minute gedauert – die letzten und längsten siebenundsechzig Sekunden dieses fünfunddreißig Jahre alten Lebens. Ein Entlüfter wurde eingeschaltet, um den Gestank abzusaugen. Ein Arzt trat nach vorn, setzte ein Stethoskop an die Brust des Gefangenen und horchte.

»Er ist tot«, erklärte der Arzt.

Pater Ramirez seufzte vor Schmerz, als er die Augen öffnete, senkte dann den Kopf und bekreuzigte sich. »Möge Gott uns vergeben«, sagte er leise, »wenn Er den Unschuldigen aufnimmt.«